

Schweizerisches Schrifttum um 1300

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerisches Schrifttum um 1300.

Von Emil Ermatinger.

„Ein Geschlecht vergehet, das andere
kommt; die Erde aber bleibet ewiglich.“
Prediger 1, 4.

1.

Wenn wir heute, in der Vorstellung der sechshundertundfünfzig Jahre schweizerischer Geschichte, auf die Anfänge der Eidgenossenschaft zurückblicken, so geschieht es im Gefühle der seelisch-geistigen und politischen Einheit von Einst und Jetzt und einer lückenlosen und organischen Entwicklung unseres Lebens durch die sechseinhalb Jahrhunderte. Erst in zweiter Linie werden wir uns des gewaltigen Abstandes bewußt, der die Eidgenossen von 1291 in Lebensform und Denkweise von dem größten Teil des heutigen Volkes trennt, eines Abstandes, so groß, daß, wenn ein Mensch jener Zeit aus seinem Jahrhunderte langen Schlafe aufgeweckt und in unsere Zeit hereingestellt würde, oder wenn der Durchschnittsschweizer von heute plötzlich in die Zeit um 1300 zurückversetzt würde, der eine den andern in den letzten Fragen wie in den Belanglosigkeiten des Alltags einfach nicht verstehen würde — wobei der Unterschied der Sprache noch das kleinste Hindernis für das Verständnis wäre. Wie in dem allmählichen Übergang der Zahlenwerte in mathematischen Reihen, folgt im geschichtlichen Ablauf ein Tag dem andern und ein Jahr dem andern, meist ohne oder fast ohne merklichen Unterschied für die Lebenden, und erst wenn ihrer eine Anzahl sich aneinander gereiht haben, gewahrt der rückschauende Blick, daß die Gestalt des Lebens sich gewandelt hat. Und dennoch ist es der gleiche Lebensstrom und die gleiche bildende Kraft, die in dem Einst und dem Jetzt wirken; denn das Jetzt ist ja aus dem Einst entstanden. Es ist, wie wenn man ein Bild eines Menschen aus seiner Jugend neben eines aus seinem Alter stellt: es scheinen zwei verschiedene Menschen in ihnen abgebildet, und es ist doch einundderselbe. So — abgesehen davon, daß ja eine große Zahl heutiger Teile der Schweiz in den ersten Jahrhunderten eidgenössischer Geschichte in gegnerischen Lagern standen — gilt es auch heutzutage für uns, nicht einfach in billiger Begeisterung, die auch dem Ernste der Zeit nicht angemessen wäre, zu sagen: „Wir sind die Enkel der Bundesgründer von 1291“, sondern es gilt, sich auf das gegensätzliche Gesetz von Einheit und Verschiedenheit, Verwandtschaft und Getrenntheit, Urart und Abart zu besinnen. Außer der Sauberkeit des geschichtlichen Bildes, die das Ergebnis einer derartigen Besinnung ist, mag daraus als seelischer Ge-

winn, der uns wichtiger scheint als der wissenschaftliche, die Frage erwachsen, ob das Anderswerden im Laufe der Jahrhunderte ein Mehr oder ein Weniger an geistigem Werte und staatlicher Kraft bedeute.

2.

Was von der Lebensgestalt im allgemeinen gilt, ist von der Form des geistigen und des literarischen Lebens im besondern zu sagen. Ja, hier scheint dem unboreingenommenen Blicke des Trennenden wesentlich mehr zu sein als des Verbindenden. In Wahrheit läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als er besteht zwischen dem Anblick des heutigen literarischen Betriebes und dem Bilde literarischer Betätigung um 1300.

Zunächst rein äußerlich. Wir können uns heute Literatur ohne die Aufzeichnung durch die Schrift nicht vorstellen. In diesem Sinne gab es auch um 1300 eine Literatur. Aber es ist sicher, daß neben den schriftlich aufgezeichneten Werken damals noch ein großer Reichtum uralten Sagen- und Mythengutes und volkstümlicher Überlieferung in Vers und Prosa unter der literarischen Decke umlief, der in späteren Zeiten in Vergessenheit geriet, soweit er nicht von dem Schrifttum aufgesogen wurde. Denn auch das sogenannte ungebildete Volk lebt ja keineswegs stumpf in den Tag hinein, nur auf die Fristung des körperlichen Lebens bedacht. Es steht in Verbindung mit den Gewalten der Natur, gibt die Kunde uralter Weisheit und neuer Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht und schafft damit eine Bildung persönlicher Eigenart und gemüthaster Tiefe anstatt der Allerweltsbildung und zeitungshaften Breite unserer heutigen Großstadtbildung — schon die sprichwortmäßige Bildlichkeit der Volkssprache zeugt dafür. In dieser vertikalen Bildung wurzelte vor Zeiten auch die Literatur, die aufgeschriebene und die nicht aufgeschriebene. Ihre Erzeugnisse gingen von Mund zu Mund. Oder sie wurden von Geistlichen und später Laien mühsam aufgezeichnet, wobei es nicht, wie heute, darauf ankam, möglichst viel in kürzester Zeit aufzuzeichnen, sondern das Schreiben galt als eine Kunst und wurde mit Liebe und Sorgfalt betrieben, und an seine Erzeugnisse stellte man, wie jede Seite dieser mit kunstvollen Initialen und zierlichen Miniaturen geschmückten Handschriften zeigt, den Anspruch der Schönheit. Auch das Lesen der Bücher erforderte Geduld und Zeit, die man noch hatte, und zwang zur nachdenklichen Vertiefung in den Sinn des Gelesenen: auch wer in die alten Schriften eingelesen ist, kann sie nicht überfliegen, wie er ein in heutigen Lettern gedrucktes Buch durchheilen kann. Endlich: nur wenigen standen die geschriebenen Bücher zur Verfügung, und oft mußte, wer sie lesen wollte, sie erst selber abschreiben; wenige auch waren des Lesens und Schreibens kundig. Diese Seltenheit der Bücher und die kleine Zahl ihrer Benutzer schränkte den Kreis der Buchgebildeten ein und erzeugte eine Auswahl der Wissenden, die nur vom Gesichtspunkt der allgemeinen Bildung aus beklagt werden kann.

Nicht weniger groß aber ist der innere Unterschied zwischen Eins und Jetzt.

3.

Man sieht das Wesen unseres Volkes oft in einem gegensätzlichen Kräftepiel zwischen politischer Verfassung und kulturellem Leben. Die Schweiz, so sagt man, ist ihrer politischen Form nach ein demokratischer Bundesstaat, nach dem Inhalt ihres kulturellen Lebens aber gehören die einzelnen Volksteile den großen Geistesräumen an, an die sie angrenzen und mit denen sie sprachlich verbunden sind. In dieser Auffassung ist sicherlich ein wahrer Kern, und wie wertvoll und fruchtbar dieses Kräftepiel zwischen der deutschen Schweiz zum Beispiel und dem großen deutschen Geistesraume ist, sehen wir gerade heute, wo es so sehr eingeschränkt ist deutlich genug: wir zehren ja bereits auch geistig, nicht nur wirtschaftlich, von unsern Vorräten, also der Substanz, und werden bald bedenklich verarmen, wenn dieser Zustand andauern sollte. Aber von dieser Selbstverständlichkeit abgesehen — die leider nicht allen denen, die sich heute als Führer unseres geistigen Lebens gebärden, selbstverständlich ist —, scheint es mir, wenn man das Wesen unserer schweizerischen Geistigkeit bestimmen will, schon rein grundsätzlich eine gedankenlose Vorstellung, bei einem lebendigen Gebilde, wie es die in einem Staate zusammengeschlossene und geordnete Volksgemeinschaft darstellt, in äußerlicher Weise zwischen staatlicher Form und geistigem Inhalte zu scheiden, als ob es sich hier um ein künstlich geformtes Gefäß handelte, in das eine beliebige Flüssigkeit hineingegossen werden könnte. Form und Inhalt bedingen sich, wie überall, so auch hier gegenseitig und strahlen in einander hinein. Form ist die lebendige Grenze, die entsteht, wenn eine von innen bestimmte bildende Kraft mit den von außen wirkenden Kräften zusammenstößt. Form ist also die organische Gestalt eines Inhaltes.

Das gilt auch für das Verhältnis von Staatsform und Kulturinhalt in der Schweiz. Beide stehen in einem organisch-lebendigen, nicht in einem äußerlich-quantitativen Verhältnis zu einander. Das wäre ein unfruchtbarer und zerbrechlicher Staat, in dem die politische Form bloß als äußere Hülle und als ein Netz von Gesetzen und Verordnungen über das geistige Leben seiner Bürger gezogen wäre. Das wäre eine zur Leblosigkeit verurteilte und seelenlose Kultur, die ohne Zusammenhang über dem staatlichen Lebensgrunde schwebte und sich als bloßes Anhängsel zu den angrenzenden Sprachkulturen ausgeben wollte. Es hat in der Geschichte derartige Fälle staatlich-geistiger Beziehungslosigkeit gegeben. Die lutherische Reformation und die weimarische Klassik sind beide ohne ein inneres Verhältnis zum jeweiligen politischen Leben vor sich gegangen; daß dies so war, ist ein Teil der Tragik in dem politischen Schicksal des deutschen Volkes. Die Schweiz aber, in der Besonderheit und Einzigkeit ihrer staatlichen Existenz von Anfang an bedroht, konnte sich durch die

Jahrhunderte hindurch nur dadurch immer wieder von innen heraus erneuern und nach außen bewahren, daß Kultur und Politik immer in lebendigster Wechselbeziehung zu einander standen. Ich denke, die Landesausstellung von 1939 hat für diese geschichtliche Tatsache durch die erstaunliche Mannigfaltigkeit der geistigen Schöpfungen der einzelnen Landesteile und Volksgruppen den schlagendsten Beweis gegeben: was man da sah, waren wirklich nicht Erzeugnisse der Anhängsel zu drei oder vier über die Landesgrenzen hinwegreichenden Sprachkulturen, sondern schweizerisches Kulturgut, im nationalen Lebensraume der Schweiz gewachsen.

Auch von den Werten der Literatur muß dies gesagt werden. Auch sie sind, neben ihrer Verbundenheit mit den sie umgebenden großen Sprachräumen, nicht nur deswegen schweizerisch, weil sie innerhalb der politischen Grenzen der Schweiz entstanden sind, sondern darum, weil sie aus der schweizerischen Natur erwachsen sind und schweizerisches Volkstum ausdrücken. Es ist nicht allzu schwer, es zu bestimmen.

4.

Es sind sicherlich nicht die schlechtesten Teile von Völkerstämmen gewesen, die im Altertum und im frühen Mittelalter sich aus Bedrängnis oder Plan in den Falten unseres Gebirgslandes ihre Wohnsitze gesucht haben. Menschen voll Tatkraft und Eigenart. Gerade deswegen aber, weil ja der besonnene Gegensatz je und je das geschichtliche Leben der Einzelnen wie der Gesamtheit befruchtet, war auch in ihnen das Bedürfnis des Zusammenschlusses zum gemeinsamen großen Werk, der Sinn für die notwendige Ordnung des Daseins und damit der Wille zum Staat besonders stark entwickelt. Aus diesem gegensätzlichen Kräftepiel zwischen dem Individualismus des Starken und der Einsicht der notwendigen Unterordnung unter eine höhere Form der Gemeinschaft ist die staatliche Form der Eidgenossenschaft entstanden. Dieses Kräftepiel ist das Gesetz, das ihr politisches Leben bis auf den heutigen Tag geleitet und immer wieder befruchtet hat. Es hat in dem Gegensatz zwischen **B u n d** und **S t ä n d e n** und in der Form des **B u n d e s s t a a t e s** seinen Ausdruck gefunden. Wenn die Schweiz, als einziger aller der Bünde, die vor, mit und nach der Gründung der Eidgenossenschaft entstanden sind, bis heute Bestand gehabt hat, so ist dessen letzten Endes die durch jenes Gesetz bedingte Lebendigkeit ihrer innenpolitischen Existenz die Ursache. Sie ist, in einem besondern Sinne, ein politischer Staat oder, was hier dasselbe besagt, eine **D e m o k r a t i e**. Denn der Begriff der Demokratie ist gekennzeichnet durch die lebendige politische Wechselwirkung zwischen den Einzelnen und der Gesamtheit. Es gehört zur Gesundheit und Kraft dieser Staatsform, daß der Gegensatz nicht ein stabiler, sondern ein labiler ist. Stabilität würde Erstarrung und Tod bedeuten. Der Begriff der Demokratie hat denn auch in den sechseinhalb Jahrhunderten unserer Geschichte ein sehr wechselndes Antlitz getragen, und die Spannung zwischen den Ansprüchen

der Einzelnen und dem Ordnungsgebot der Gesamtheit hat sich zwischen oligarchischer Unterdrückung der Masse und ochlokratischer Übersteigerung der Ansprüche der Masse in gewaltiger Schwingungsweite ausgewirkt. Der Bundesbrief von 1291 ist, wie die Verfassungen von 1848 und 1874, seiner Gesinnung nach der Ausdruck demokratischer Gesinnung. Aber welcher Abstand besteht in der staatsrechtlichen Ausformung zwischen 1291 einerseits und 1848 und 1874 andererseits! Oder gar zwischen dem Bundesbrief von 1291 und etwa der zürcherischen Verfassung von 1869! Dort die Befestigung alter Volksrechte durch die Bekundung des Freiheitswillens, das Versprechen der Hilfeleistung und den Selbstständigkeitsanspruch in der Rechtsprechung, aber auch durch die besonnene Festhaltung alter Lasten und ständischer Ordnung; hier die direkte Demokratie mit Initiative und Referendum. Es ist zu hoffen, daß das Verhältnis von Individuum und Gesamtheit auch heute noch nicht ein stabiles, sondern ein labiles Gleichgewicht sei, wenn anders unser politisches Leben nicht in der Starrheit von Buchstabe und Zahl zugrunde gehen soll.

5.

Soll man sich wundern, daß in einem derart eminent politischen Staate, wie ihn die Schweiz darstellt, auch die Literatur als das in Denkmälern der Sprache sich kundgebende geistige Leben des Volkes durch ihr Verhältnis zum politischen Geschehen gekennzeichnet ist? Die Geschichte unserer Literatur lehrt, daß sie geradezu ein Gradmesser der atmosphärischen Bewegungen im politischen Leben der jeweiligen Zeiten ist, dergestalt, daß politisch zielbewußte, von neuen Ideen erregte Zeiten auch einen bedeutenden Ausdruck in wertvollen Schriftwerken gefunden haben, daß es aber auch ein Kennzeichen politisch lahmer, richtungsloser und zerfallener Zeiten ist, wenn die Literatur sich aus dem öffentlichen Leben ihrer Gegenwart zurückzieht in die Familienstube der bürgerlichen Existenz, in das Museum der Geschichte oder gar in das Luftreich mythologisch-philosophischer Dichtung flieht. Es liegt ein innerer Sinn darin, daß Ulrich Zwingli und Nikolaus Manuel im Zeitalter der Reformation gewirkt haben, Bodmer, Albrecht von Haller, Rousseau, Lavater und Pestalozzi mit ihren Werken die Erneuerung des politischen Geistes im achtzehnten Jahrhundert begleiteten und Gotthelf und Keller wider und für den Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts kämpften. Es ist nicht minder bedeutungsvoll, daß C. F. Meyer, der Sohn der aus dem Regiment gestoßenen Aristokratie, geschichtliche Novellen schrieb, die mit der Demokratie seiner Zeit gar nichts zu tun hatten, und in der Geschichte nur die weltanschaulichen Fragen von Einzelmenschen, niemals politische Bewegungen darstellte, und daß Carl Spitteler in „Imago“ „Tasso unter den Demokraten“ darstellte und einen „Olympischen — nicht Helvetischen — Frühling“ schrieb.

6.

Die Frage ist, ob und wie weit sich Anzeichen dieser Beziehung zum öffentlichen Geschehen auch in der schweizerischen Literatur zur Zeit der Entstehung der Eidgenossenschaft nachweisen lassen, ob es schon damals Werke gegeben habe, die man in einem wesenhaften, nicht nur äußerlich räumlichen Sinne, als schweizerisch bezeichnen kann, weil sie schweizerisches Gepräge tragen. Wenn man bedenkt, daß einerseits die Entstehung der Eidgenossenschaft, wie ihre ganze Geschichte zeigt, in dem Naturcharakter von Land und Volk notwendig bedingt war, und andererseits, wie wiederum die Geschichte lehrt, das Schrifttum zum staatlichen Geschehen in engem Verhältnis steht, so darf man vermuten, daß auch in den Anfängen der Literatur sich Grundzüge schweizerischen Wesens ausdrücken. Aber sie können, da das schweizerische Wesen erst in der Bildung begriffen war, noch nicht klar ausgeprägt sein. Man muß sich bewußt halten, daß, wie das Gebiet der Eidgenossenschaft politisch noch ein Teil des Deutschen Reiches war, auch das kulturelle Leben sich in dem Rahmen der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte abspielte.

Dies gilt vor allem von den Werken des geistlichen Schrifttums.

Das kirchliche Leben des 13. Jahrhunderts ist durch eine weite Volksfreije aufwühlende Bewegung der Verinnerlichung gekennzeichnet. Die Benediktinerklöster, die in früheren Jahrhunderten nicht nur die Hauptvermittler der religiösen Heiltümer, sondern auch die wichtigsten PflGESTÄTTEN der allgemeinen geistigen Bildung gewesen waren, hatte der Reichtum, der ihnen im Laufe der Zeit zugeflossen war, ihrem ursprünglichen Zwecke weithin entfremdet. Das Leben ihrer Insassen war verweltlicht. Vielfach waren sie Pfrundanstalten großer Herren geworden, die nach einem Leben voll Glanz, Krieg und Abenteuer in ihren Mauern die Ruhe des Alters suchten. Die Äbte selber, zum Teil aus dem Adel stammend, gebärdeten sich als weltliche Herren, kümmerten sich mehr um die weltlichen Güter als die geistlichen und führten Fehden wie andere Herren. Die Pflege der Bildung verschwand. Die Klöster waren zu wirtschaftlichen Unternehmungen oder zu weltlichen Herrschaften geworden. In St. Gallen zum Beispiel, von wo aus einst ein so helles Licht der Bildung weit über die oberdeutschen Lande geleuchtet, waren zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft Abt und Mönche nicht einmal mehr des Schreibens kundig, so daß, wenn eine Urkunde aufzusetzen war, ein auswärtiger Notar geholt werden mußte. Die Mönche, vom Rittergeiste befeelt, suchten ihren Ruhm nicht mehr in der Pflege der Wissenschaften, sondern in kriegerischen Taten.

Gegen diese in weltliche Händel verflochtene Geistlichkeit entstand zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in den Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner eine Macht, die das glaubensbedürftige Volk mit einem neuen Geiste erfüllte. Es war eine Erneuerungsbewegung aus dem ur-

sprünglichen Geiste der Lehre Christi. Ihr Ziel war die Verneinung der Welt, die Verachtung der äußern Güter und des Ringens um sie, das Leben in Armut und Niedrigkeit, die Pflege des reinen geistigen Lebens in Askese und seelischer Erhebung — die „Imitatio Christi“. Im Gegensatz zu den vornehm sich abschließenden aristokratischen Ordensgeistlichen der früheren Zeit wendeten sie sich an die Masse des Volkes und suchten den seelisch Bedrängten das Heil zu bringen. Sie mieden in ihren gottesdienstlichen Handlungen das ausschließende Latein und redeten in deutschen Predigten von den Nöten der Niedern und Hohen. Ja, sie verzichteten für den Schauplatz ihrer geistlichen Versammlungen auf den hierarchischen Prunk der Kirchen und riefen das Volk auf freiem Felde zusammen.

Diese Bewegung ist die Heimat der Mystik. Sie kam aus den Niederlanden den Rhein herauf nach Oberdeutschland und in unsere Gegenden. Ihr Sitz waren die männlichen und weiblichen *D o m i n i k a n e r k l ö s t e r*, bei uns vor allem die Frauenklöster Detenbach in Zürich, Töß bei Winterthur und St. Katharinental bei Dießenhofen. Zur vollen Entfaltung gelangte die mystische Lehre erst in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, als Meister Eckehart auch die Frauenklöster der Schweiz besuchte. Aus dem christlichen Glauben an den erlösenden Gottesgeist und der Verneinung der sinnlichen Welt zog er die letzten Konsequenzen logischen Denkens und metaphysischer Spekulation. Er faßte Gott nicht nur als die reine Geistigkeit jenseits der dinglichen Welt, sondern ließ ihn, im pantheistischen Sinne, zugleich die dingliche Welt durchdringen. Er ist als ihr geistiger Grund in allen Dingen, und ist doch nicht irgend ein einzelnes Ding. Er ist jenseits von Raum und Zeit, ewig und grenzenlos. Er ist das Nichts, das heißt das Nicht-Etwas, weil er alles ist. Er ist die „Wüste“ oder Leere, weil ihm die Merkmale der kreatürlichen Welt fehlen. Die Seele des Menschen hat teil an dem Lichte, das Gott durch die ganze Welt strahlt. Der Mensch, indem er dieses Licht in sich nährt, steigert die göttliche Kraft in sich. Er überwindet damit das Sinnlich-Natürliche seiner leiblichen Existenz. Er schmilzt in dem Glanz und der Glut des göttlichen Lichtes seine eigene Seele ganz in Gott ein und fließt in einer *Unio mystica* mit ihm zusammen. Er wird selber göttlichen Geistes und überwindet die Lust und Versuchung der Welt. Er erlöst sich so von der Welt.

Dieser Vorgang ist zunächst ein rein seelisch-geistiges Geschehen: logisch als Contemplation, Selbstversenkung, affektiv als Steigerung der Gemütskräfte bis zur ekstatischen Gotteschau. Erst in zweiter Linie geht man den Weg nach innen durch körperlich-materielle Knechtung des Leibes, durch Askese in ihren feineren und derberen Formen. Heinrich Seuse in Konstanz, Eckeharts Schüler, hat zweiundzwanzig Jahre lang seinem Körper die Wohltat des Badens versagt und zeitweise ein mit Nägeln gespicktes Kleid getragen, deren Spitzen beim Liegen und Sitzen sich in seinen Leib bohrten. Er ist, wie Eckehart, Beichtvater der Nonnen gewesen und hat sie angeleitet, was sie in ihren geistlichen Übungen erlebten oder was ihnen

andere erzählten, aufzuzeichnen. So entstanden, als frühe Denkmäler deutscher Prosa, in den Dominikanerinnenklöstern Lebensbeschreibungen der geistlichen Schwestern.

Es sind uns solche Sammlungen aus Detenbach, Katharinental und Töß erhalten. Sie sind ohne literarische Absicht geschrieben, nur zu geistlichem Zwecke aus der unmittelbaren Lebenswirklichkeit aufgezeichnet, ergreifende Schilderungen weiblicher Not und Erhebung, Bekenntnisse verrückter Seelen, für die, wie uns heute scheint, oft eher das Urteil des Arztes als des Geistlichen zuständig ist. So halt Elisabeth Stigel in Töß, in der Unterweisung durch Heinrich Seuse, sein und ihr Leben und das von etwa vierzig Mitschwestern beschrieben. Sie hat selber, bedeutender als die andern, auch den Sinn der mystischen Botschaft tiefer und geistiger als die andern erfaßt. Wie Goethes Schöne Seele, die sich zu dem Gefühl emporvergeistigt, als ob sie wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegen könne, ruft sie einmal aus: „Ach, wie ist meinem Herzen! Ich schwimme in der Gottheit wie ein Adler in der Luft“. In den Lebensläufen der Schwestern führt sie uns in Zustände, die mit sehr irdischen Anfechtungen beschwert sind: der Schwester Elisabeth Schefflin legt der böse Geist, von dem sie besessen ist, Rattern und ähnliches Gewürm ins Bett. Ita von Hohenfels will sich die Nase abschneiden, um der Welt widerwärtig zu werden und einzig dem Herrn dienen zu können.

Wenn diese b i o g r a p h i s c h e n D e n k m ä l e r, den Selbstanalysen der späteren Pietisten vergleichbar, in die Irrungen, Kämpfe und Erleuchtungen der Einzelseelen hineinzünden, so diente die P r e d i g t der Massenerbauung. Johannes Tauler in Straßburg trug in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die mystische Weisheit als sprachgewaltiger Prediger dem Volke vor. Bei uns erstand ihm nach 1350 in dem Engelberger Prediger — Bartholomäus Fridower aus St. Gallen — ein Nachahmer. Er ist, bis zu virtuoser Spielerei, ein Meister in der Kunst der Allegorie. Wenn einem eigentlich pantheistischen Geiste wie Goethe die ganze Natur mit der bunten Vielfalt ihrer Geschöpfe in tiefer Symbolik Ausdruck der göttlichen Geistigkeit ist, so bedarf der Mystiker des veranschaulichenden Bildes als einer bewußt gehandhabten Sprachform. Gott als das Nichts in der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Dinge, als die große Wüste oder das Dunkel der letzten Abstraktion, ist dem einfachen Gemüte unvorstellbar. Um ihm einen Begriff von dieser letzten geistigen Einheit alles Seienden zu vermitteln, umstellt der Prediger gleichsam den leeren Raum mit bunten spanischen Wänden und beleuchtet ihre Bilder von innen, daß sie hell aufstrahlen. Aber diese Bilder haben nicht den Sinn, Gottes Wesen auszudrücken oder gar in sich zu tragen, wie für Goethe die sich im Wachstum umwandelnde Pflanze wirklich das (göttliche) Gesetz der Metamorphose darstellt, es sind nur Allegorien, wesensfremde Surrogate für das ja an sich unvorstellbare Sein der Gottheit; es ist eine Sprache des Als ob, nicht eine Sprache der eigentlichen Bezeichnung.

Der Engelberger bringt für seine Allegorien, neben dem mystischen Allgemeingut, eine Phantasie mit, die in erstaunlicher Weise sich als Arsenal von Kenntnissen der Natur und des menschlichen Lebens darstellt. Vielleicht darf man sagen, daß hier in dieser erdnahen Wirklichkeitsfülle, mitten in der über die irdischen Begrenzungen und nationalen Besonderheiten in das Dunkel der allgemeinen Denkwelt entrückten Mystik zum ersten Mal ein Merkmal schweizerischen Wesens aufblitzt. Es ist ein allegorischer Gemeinplatz, wenn er Maria Magdalena, von ihrem Drang nach Heiligung getrieben, sich auf Christus stürzen läßt wie eine Löwin, der ihre Jungen genommen sind. Aber es dürfte der Naturbeobachtung entstammen, wenn er sagt: Der Mensch in der göttlichen Minne ist wie ein Stück Holz, das in den Ofen geworfen ist und im Feuer völlig aufgeht, ihm gleich wird. Oder: Wie beim veredelten Baume die Frucht nach dem grünen Zweige artet und nicht nach dem alten Stamm, so ist auch die Natur des gottgezweigten Menschen. In solchen Bildern quillt der Saft der lebendigen Erde in das dürre Holz der Allegorie und läßt es zum wirklichen Symbol ergrünen.

Voll von der spielerischen und doch starren Allegorik der geistlichen Schulsprache sind die beiden Marienleben von Walter von Rheinau und einem gewissen Werner, die beide aus der Ostschweiz stammen und gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebten. Unmutiger ist die vielleicht in der Schaffhauser Gegend entstandene Legende von dem zwölfjährigen Mönchlein. Ein Knabe, der mit sechs Jahren ins Kloster gebracht worden ist, schaut um die Weihnachtszeit Christus in der Größe eines siebentägigen Kindes. Er nimmt es auf seinen Arm und birgt es in seinem Armel, wie er zum Chorgesang in die Kirche gehen muß. Beim Singen sieht er immer wieder auf das Kind und versieht sich dabei in Melodie und Text. Der Abt bestraft ihn, und das Christkind entschwindet aus dem Armel. Da erzählt der Knabe das Wunder. Der Abt bereut. Bald darauf geht der Knabe in die himmlische Seligkeit ein.

Auch das geistliche Drama des Mittelalters hat bei uns eine Auffüllung und Erfriechung durch volkstümliches Leben erfahren. Die Passions- und Osterspiele wurden anfänglich in der Kirche als Teile der Kulthandlung in lateinischer Sprache dem andächtigen Volke zur Veranschaulichung des heiligen Geschehens dargeboten. Ihr sakraler Kern und das Grundgerüst der Handlung sind durch die Heiligkeit des Bibelwortes vor jeglicher Veränderung durch profane Hände geschützt. Nicht so die peripheren Zutaten der Evangelien und der Legende, wie der Kauf der Salbe zur Einbalsamierung von Christi Leichnam samt den Gesprächen zwischen den Jüngern und dem Salbenkrämer und seinem Knechte. Diese Teile werden, da sie nicht Stücke der heiligen Handlung sind, in deutscher Sprache vorgetragen und sind, vor allem wo es sich um die Verpottung der Juden handelt, gern komisch-satirisch gefärbt. Mit der Zeit über-

wuchern sie den heiligen Kern immer mehr und zwingen dazu, die Spiele aus dem Gotteshaus ins Freie zu verlegen.

Wiederum ist es bezeichnend, wie die Schweiz an dieser Eindeutschung und Vervollständigung der heiligen Handlung den stärksten Anteil hat. Das älteste deutsche Osterpiel ist, soweit wir wissen, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts im Kloster Muri entstanden. Wie sich damals in den Waldstätten Glieder des Volkes zusammenschlossen und, um 1240, einen ersten Bund gegen die Übergriffe der Landesherren stifteten, so lehnte sich auch in dem Spiel der Volksgeist auf gegen die Hierarchie der Kirche. Sein Dichter stellte die heiligen Vorgänge in den deutschen Reimpaaren des höfischen Epos und des Lehrgedichtes der Zeit dar und schuf damit die Sprache, die dem späteren deutschen Drama sein Gepräge gab. Frei und üppig umspielt die weltliche Phantasie die heiligen Vorgänge: der Salbenkrämer erkaufte von Pilatus um zwanzig Mark Goldes das Recht, seine Bude aufzuschlagen. Dann preist er seine Waren an. Er hat Bibergeil feil für verliebte Männer, Schminkmittel für schöne Frauen. Er kennt seine Kunden und redet den einen und andern mit derber Anzüglichkeit an. Man sieht, das fernöstliche Geschehen ist zum Tummelplatz scharf beobachteten und behaglich ausgebreiteten einheimischen Volkslebens geworden. Der Knecht, der die Grabeswächter vor Pilatus führt, trägt denn auch den passenden Namen Kumprecht.

Das gewaltigste dichterische Denkmal des religiösen Lebens des deutschen Mittelalters, das Weltgerichtsspiel, ist bald nach 1350 in der Schweiz, vielleicht im Aargau oder in Luzern entstanden. Die Mystik hatte das Gemüt des Volkes empfänglich gemacht für die Weltverachtung und den Sinn für Leiden und Tod geweckt. Die furchtbare Seuche des Schwarzen Todes, die 1348 bis 1350 auch bei uns wütete, schien den Beweis zu bringen von der Nichtigkeit der Welt. Religiöser Wahnsinn irrlichterte durch die Lande und steckte immer mehr Volk an. Geißlercharen zogen herum und gaben das aufreizende Schauspiel toller Selbstpeinigung und verzückten Gebetes. Wo sie erschienen, erhob das Volk ein allgemeines Klagen und flehte Gott um Heil und Hilfe an. Aus dieser Stimmung mag das Spiel von dem Ende der Welt und dem letzten Gericht entstanden sein. Wie sehr es aussprach, was die Menge fühlte und bedurfte, beweisen die vielen Bearbeitungen und Abschriften.

Mit furchtbaren Weissagungen hebt es an. Falsche Propheten treten auf. Krieg, Erdbeben, Hungersnot wüten. Streit entzweit Brüder, Väter, Söhne. Zeichen am Himmel flammen auf. Nun steigt Christus als Weltenrichter am Himmel auf, unten öffnet sich der Rachen der Hölle. Tönend weckt das Horn die Toten und ruft alle zum Gericht. Furchtbare Zeichen geschehen. Das Leben der Natur kehrt sich um. Ströme versiegen. Fische heben an zu klagen. Vögel und Landtiere schreien. Blut tritt aus den Pflanzen. Die Häuser stürzen ein. Am elften Tage öffnen sich die Gräber. Am zwölften fallen die Sterne vom Himmel. Am dreizehnten kommt das

Sterben über die Menschen. Am vierzehnten geht die Welt in Flammen auf und am fünfzehnten müssen alle Auferstandenen zum Gericht im Tale Josaphat erscheinen. Christus ist ein unbarmherziger Richter. Sein Wort schneidet wie ein Schwert und brennt wie ein Feuer. Er ruft die Gerechten zu sich in die Ewigkeit, die Ungerechten weist er in die Hölle:

„Schlangengallen sol sîn ir wîn,
 trakengift sol ir spîs sîn.
 Ir zungen sont (sollen) sie fressen ...
 gesotten und gebraten.“

Umsonst bitten Maria und Johannes um Barmherzigkeit für sie. Christus ist unerbittlich. So ergreifend erschallt das Wehklagen der Verdammten, daß sogar Lucifer mit ihnen Mitleid hat. Wie alle in der Hölle sind, schließt Christus ab und nimmt den Schlüssel zu sich.

Zu einer so grausamen Waffe für die Beherrschung der Seelen hatte die mittelalterliche Kirche das Friedenskreuz der christlichen Liebe umgeschmiedet.

7.

Eine ähnliche Wandlung, wie man sie in der Bewegung der Mystik und im geistlichen Spiele feststellen kann, bestimmt um 1300 auch das Bild des weltlichen Schrifttums.

Durch das ganze dreizehnte Jahrhundert ist die Pflege der Dichtung im allgemeinen ein Anliegen der adeligen Kreise. Sinn für Dichtung, wenn möglich die Gabe des Gesanges, gehört mit dem Waffen- und Frauendienst zu den Erfordernissen der höfischen Bildung. Vor allem im deutschen Süden war die Dichtung heimisch. Der kleine Raum der Schweiz allein brachte über dreißig Minnesänger hervor, von denen Ulrich von Singenberg, Walter von Nlingen, Steinmar, Werner von Honberg zu den bekanntesten Dichtern der Zeit gehören. Von den großen Epikern waren Konrad Fleck, Rudolf von Ems, vielleicht auch Hartmann von Aue durch Geburt Schweizer, Konrad von Würzburg durch kunstliebende Gönner mit Basel verbunden.

Aber schon im dreizehnten Jahrhundert steigen in die Reihen der ritterlichen Dichter bürgerliche S ä n g e r empor, und je mehr um die Wende des Jahrhunderts der Adel verarmt und der Wohlstand der Bürger wächst, um so mehr findet auch die Dichtung in den Städten eine Pflegestätte, wie in Basel, so in Zürich. Aber der in Basel lebende Konrad von Würzburg verfaßt noch ritterliche Liebes- und Abenteuergeschichten. In Zürich, der demokratischsten Schweizerstadt, wird der adelige Minnesang durch Meister Johannes Hadlaub verbürgerlicht.

Zürich war nach dem Tode Bertolds V. von Zähringen (1218) eine freie Reichsstadt geworden. Es hatte, im Bunde mit Rudolf von

Habsburg, in der Mitte des Jahrhunderts seine Freiheit gegen die Grafen von Regensberg siegreich verteidigt. Es erwehrte sich, zur gleichen Zeit wie die Waldstätte ihren ewigen Bund beschworen, auch mit Erfolg der drückenden Gewalt der Habsburger Rudolfs I. und seines Sohnes Herzog Albrecht. Eine Steigerung des Wohlstandes begleitete dieses Ringen um die staatliche Freiheit. Gewerbe und Handel blühten. Die Leinwand-, Tuch- und Seidenfabrikation breitete sich aus. Der Geldverkehr, meist durch Juden vermittelt, nahm zu. Mit dem Wohlstand hob sich die Bildung. An der Schule des Großmünsterstiftes wirkte um 1250 der gelehrte Chorherr Konrad von Mure als Schulmeister und Gesangleiter, Verfasser von geschichtlichen, theologischen, naturkundlichen und philosophischen Werken in lateinischer Sprache. In Zürich fand, wenige Zeit später, die deutsche Dichtung verständnisvolle und eifrige Gönner in den beiden R i t t e r n M a n e s s e, Rüdiger II. (gestorben 1304) und seinem Sohne Johannes, Chorherr und Kustos am Großmünster (gestorben 1297). Ihr Schützling Meister Johannes Hadlaub erzählt von ihrer Tätigkeit: „Wo fände man beisammen so viele Lieder? Man fände ihrer nicht so viele im ganzen Königreich, als in Zürich in den Büchern stehn. Da sammelte man eifrig Meisterfang. Der Manesse bemühte sich darum mit Fleiß und brachte seine Liederbücher zusammen. Seinem Hause mögen danken die Sänger und sein Lob verkünden hier und anderswo. Denn hier hat die Dichtung Baum und Wurzeln. Und wüßte er, wo sonst noch gute Gedichte wären, er bemühte sich gar eifrig darum. Ebenso sein Sohn der Kuster. Eine große Zahl der edeln Lieder haben sie, die trefflichen Herren, zusammengebracht.“

Bodmer hat vor zweihundert Jahren als erster wieder auf die Tätigkeit der beiden Manesse hingewiesen und ihnen die Entstehung der größten und schönsten Sammelhandschrift des M i n n e s a n g s zugeschrieben und sie darum als die Manessische bezeichnet. Aber Hadlaub spricht nicht von einer Handschrift, sondern von einzelnen Büchern, also Liederheften. Diese jedoch dürften die Grundlage der Sammlung gewesen, und diese selber muß auf Zürcher Boden entstanden sein. So scheint es wirklich sinnvoller, sie mit Bodmer nach den ersten Sammlern zu bezeichnen als nach ihrem zufälligen heutigen Aufenthaltsort die Heidelberger zu nennen.

Gottfried Keller hat in seiner Novelle geistvoll erzählt, wie Hadlaub über dem Sammeln und Abschreiben der alten Lieder selber zum Dichter geworden ist. Der Vorgang mag sich ungefähr so abgespielt haben, wie ihn der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts schaute. Denn Hadlaubs Lieder zerfallen in der Tat in zwei deutlich geschiedene Gruppen: Nachahmungen und persönliche Gedichte. Diese stellen Episoden eines durchaus originellen Liebeserlebens dar, die man aus Kellers Novelle kennt: wie er, als Pilger verkleidet, der Herrin einen Brief ans Gewand heftet, als sie aus der Mette kommt; wie er sie ein Kind herzen sieht und dieses dann an derselben Stelle küßt, wo sie es geküßt hat; wie er ihr vor der

Stadt begegnet; wie er sie in adliger Gesellschaft trifft und sie, da er ihr die Hand gibt, in sie beißt, worauf sie ihm auf Geheiß der adeligen Herren eine Nadelbüchse schenkt. Solche novellistisch ausgebauten Bilder zeugen nicht nur von dem Erwachen der eigenen Begabung Hadlaubs, sie sind auch bedeutsam für die Erstarbung der Eigenart der schweizerischen Dichtung: für ihren Weg von innen nach außen, von der Lyrik zur Epik.

Denn epischen Geblütes sind die Schweizer Dichter der folgenden Jahrhunderte, und auch das ist echt schweizerisch, daß der Dichtung ein paar kräftige Tropfen lehrhafter Weltweisheit beigemischt sind. Auf's glücklichste ist das Dichterische mit dem Lehrhaften vereinigt in dem ansehnlichsten Werke, das die weltliche Literatur im vierzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat: der Fabelsammlung „Der Edelstein“ des Berner Predigermonches Ulrich Boner, die um 1330 entstanden sein dürfte. In tiefen Worten preist er Christus im Einleitungsgebidht:

„Waz man singet oder seit,
 dîn lōp nie menschen sin durchgreif
 (deinen Ruhm hat Menschengest nicht völlig begriffen),
 du bist ein endeloser reif
 umb alle dîne handgetāt (Werke deiner Hand).
 Waz fliuget, swimmet oder gāt,
 ob dem bist du ein hohes dach.

Boner ist ein belesener, aber auch welterfahrener Mann, voll Geist, Phantasie, Humor und Sprachkraft, nicht nur ein Umdichter älteren Fabelgutes, sondern auch ein Erfinder neuer Lehrerzählungen. Es zeugt von seiner starken epischen Begabung, daß seine Fabeln, die auch die Darstellung menschlicher Vorfälle nicht meiden, sich oft zu kleinen Novellen auswachsen, und daß die Lehre hinter dem Bild zurücktritt. Sein Werk ist eines der wenigen aus der Literatur des Mittelalters, an denen auch wir uns ohne Einschränkung freuen können.

Von den andern Erzeugnissen dieses Jahrhunderts mag nur noch ein lateinisches Gedicht genannt werden, in dem der Einsiedler Schulmeister Rudolf von Radegg den Überfall des Klosters durch die Schwyzer im Jahre 1314 schildert. Es ist bescheidenen Wertes, aber bedeutsam als der erste Versuch, eine Kriegstat der Zeit im Worte festzuhalten, und damit der Vorläufer der historischen Volkslieder der folgenden Jahrhunderte.

8.

Das für uns wichtigste Schriftdenkmal des dreizehnten Jahrhunderts ist der Bundesbrief von 1291. Aber er ist ein politisches, nicht ein literarisches Denkmal. Nicht ein eigentliches Staatsgrundgesetz, sondern ein beschworenes Versprechen gegenseitiger Hilfeleistung nach innen und außen samt Abmachungen über Untertanen, Richter, Recht und Rechts-

vollzug. Man begreift bei diesem Charakter der Urkunde, daß nirgends in einem literarischen Werke der Bundesschließung Erwähnung geschah. Waren doch sicher auch die Männer, die den Bund beschworen, sich der Tragweite nicht bewußt, die er hatte für das Leben der Nachkommen und derer, die sich ihnen angliederten.

Die Zeit im ganzen war rauh, das Volk der Waldstätte von Bedrohungen umstellt, es hatte sich seines Besitzes, seines Rechtes, seiner Haut zu wehren und hatte weder Sinn noch Zeit für die Pflege schöngeistigen Lebens. Was an literarischen Werken damals entstand, wuchs an versteckten Orten, in einer stillen Mönchszelle, in einem gebildeten Hause der Stadt, so wie etwa am Rain einer Heerstraße, auf der die reisigen Scharen marschieren, da und dort eine bescheidene Blume blüht. Man mag heute auch dieser stillen Kinder der einheimischen Natur gedenken. Denn es lebt in ihnen die gleiche Volkseele, die den Bundesbrief geschaffen, und sie sind die Vorboten einer reicheren Bildung späterer Zeiten.

Diese wuchs nicht — oder nur zum kleinsten Teile — im politisch-geschichtlichen Kerne des Landes. Sie entstand in den Gebieten, die in der Folgezeit sich dem Kerne zugesellten, oder vielmehr, die die Freiheitsidee, die seine Stärke war, durchdrang und mit innerer Wachstumskraft dem Kerne angliederte. Schon Hadlaub und Boner, eine neue Zeit einleitend, zeigen, daß zu jener Zeit die Dichtung ihre Heimat in den Städten suchte. Neben Zürich und Bern tritt Basel, die Stadt der ältesten Universität in der Schweiz. Die Städte wurden im sechzehnten Jahrhundert der Schauplatz der großen geistigen Auseinandersetzung zwischen Mittelalter und Neuzeit. Hier geschahen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Großtaten des geistigen Lebens: Albrecht von Haller und Jeremias Gotthelf sind Berner, J. J. Bodmer, J. C. Lavater, Pestalozzi, Keller, Meier sind Zürcher, Rousseau Genfer, J. J. Bachofen und J. Burckhardt — und man kann auch Spitteler zu ihnen rechnen — Basler. Aber alle diese Männer wären nicht möglich geworden, wenn nicht der Geist der Unabhängigkeit, der seit ewigen Zeiten über unsern Bergen schwebt, in dem Bunde von 1291 menschliche Sprache geworden und irdische Festigung gefunden hätte.